

Die Gefahren der Arbeitsüberlastung für die Zukunft des Ordenslebens

Gabino Uríbarri, Madrid

Die folgenden Zeilen wollen einige Überlegungen zur Situation vor allem jener Ordensfrauen und -männer skizzieren, die von der Mitte der siebziger bis zur Mitte der achtziger Jahre ins Noviziat eingetreten sind. Zunächst werde ich diese Generation mit einigen kurzen Anmerkungen charakterisieren. Dann will ich einige brennende Fragen anschneiden, die sowohl unsere Generation und unsere Ordensgemeinschaften berühren als auch insgesamt für die Entwicklung und Zukunft des Ordenslebens von entscheidender Bedeutung sind. Dazu nehme ich konkret auf drei Bereiche Bezug: das Gebet, die Arbeit und das Leben in Gemeinschaft.

1. Kennzeichen unserer Generation: die ersten Töchter und Söhne des Konzils

Wir, die zwischen 1975 und 1985 das Ordensleben gewählt haben, bilden eine eigene Generation. Heute sind wir zwischen dreißig und vierzig Jahre alt. Die uns vorausgehende Generation erlebte während ihrer Ausbildung die „große Krise“, die Katastrophe der massiven Ordensaustritte und die Orientierungslosigkeit der Oberen. Die Zeit unmittelbar vor uns, aus der uns viele Geschichten überliefert wurden, war von enthusiastischen, naiven und überstürzten Versuchen geprägt, das Ordensleben oder unsere Tätigkeiten in ganz anderer Weise zu gestalten: Veränderungen im Wohn- und Kleidungsstil, in der Art und Weise, anderen Mitgliedern der christlichen Gemeinschaft zu begegnen, etc. Auch die Ausbildung blieb davon nicht unberührt. Häufig wurde der intellektuelle Aspekt vernachlässigt. Alles mußte neu erfunden werden. Faktisch machte man einen Strich und begann eine neue Rechnung. – Unmittelbar anschließend kamen wir, weniger an Zahl und seit der Jugend geprägt durch das Konzil und seine Veränderungen. Dabei waren wir nicht die Protagonisten dieses Wandels, sondern haben ihn spontan angenommen als das, was es eben gab. Weder kämpften wir, um Vorkonziliares niederzureißen, noch hatten wir dazu überhaupt Gelegenheit.

Und doch waren wir die Pioniere, als es darum ging, die Ausbildung, den Stil des Ordenslebens und den priesterlichen Dienst neu zu gestalten, auf eine Art und Weise, wie sie sich seit dem Konzil und den jüngsten Experimenten all-

mählich herauskristallisierte. Die wildeste Phase der Zerstörung des Vorhergehenden und die ersten Erneuerungsversuche – verbunden mit der großen Autoritätskrise der Oberen und Ausbildungsleiter – waren bereits vorbei oder am Abflauen. Doch auch so gab es weder eine klare Institutionalisierung noch wußte man, wo es lang gehen sollte. Zwei Wege waren deutlich ausgeschlossen: Man konnte weder zum Vorkonziliaren zurückkehren, aber auch nicht alle anfänglichen Experimente bejahen. Auf jeden Fall war es wichtig, aus der gewaltigen Austrittswelle praktische Konsequenzen zu ziehen und aus den postkonziliaren Fehlern ebenso zu lernen wie aus gelungenen Versuchen und richtigen Intuitionen. Noch immer gab es Austritte, allerdings weniger als vorher. Die Eintrittszahlen hatten in den allermeisten Ordensgemeinschaften nichts mit den großen Scharen der fünfziger und frühen sechziger Jahre zu tun. In vielen Fällen wurden die ersten Neueintritte zu „Versuchskaninchen“ für neue Methoden und Inhalte der Ordensausbildung.

Unser Ordensleben ist zutiefst von der Altersstruktur der eigenen Gemeinschaft geprägt. Normalerweise gibt es eine sehr große Gruppe von Leuten, die in der bürgerlichen Gesellschaft bereits pensioniert wären. Diese wohlverdienten Mitbrüder bzw. Schwestern bevölkern die Krankenstationen oder Alten- und Pflegeheime. Einige von ihnen üben noch Tätigkeiten aus, die ihren Möglichkeiten angemessenen sind. Die Fälle, in denen diese Gruppe noch immer Tätigkeiten an vorderster Stelle oder mit weitreichender Verantwortung ausübt, sind seltene Ausnahmen. Wir bewundern sie ... und widmen ihnen wenig Zeit, um ihnen zuzuhören oder uns um sie zu kümmern. Noch immer gibt es eine starke Gruppe derer, die in den fünfziger Jahren eintraten. Sie tragen die Hauptlast, die Werke und wichtigsten Tätigkeiten der Ordensgemeinschaft, und das schon seit etwa zwanzig Jahren. Sie sind es, die zum großen Teil die derzeitige Realität der Ordensgemeinschaft geprägt haben. Dann kommt die Generation, die am stärksten von der Wucht der Krise getroffen wurde: diejenigen, die in den sechziger Jahren eintraten. Eine zahlenmäßig sehr kleine Gruppe. Nicht selten trifft man danach eine Generationenlücke an. Und dann kommen wir. Und auch wir sind nur wenige.

Über uns schwebt die Drohung, daß plötzlich und unmittelbar die gesamte institutionelle Last und alle Verantwortung auf uns hereinstürzen, sobald die Generation derer, die heute um die sechzig sind, aus ihren Ämtern scheidet. Es ist offensichtlich, daß wir sie nicht in allem beerben können. Und das nicht, weil es etwa wenig wert wäre, was unsere Vorgänger auf die Beine gestellt haben, sondern weil unsere Kräfte – zumindest zahlenmäßig – nicht ausreichen. Eine der Versuchungen besteht nun darin, auf der Grundlage einer fiktiven Aufteilung von „x-Prozenten“ mit allem weiterzumachen. Mit diesen „x-Prozenten“ beziehe ich mich auf die Vervielfältigung der Aufgaben und Zuständigkeiten unter der Voraussetzung, daß sich jede von ihnen erledigen ließe, in-

dem man ihr „x-Prozent“ der Zeit, Energie und Kreativität widmet. Um zu illustrieren, was ich meine, gibt es nichts Einleuchtenderes als ein Beispiel aus dem wirklichen Leben.

Ein Freund erhielt bei seiner ersten Destination vom Provinzial folgende Arbeitsverteilung: Fünfzig Prozent sollte er einer Bildungseinrichtung widmen (Vorlesungen, Reflexion, persönliche Weiterbildung in seinem Arbeitsbereich, Begleitung der Studierenden, kreative Einbindung in den Lehrkörper, Verstärkung der Präsenz der Ordensgemeinschaft in diesem Werk). Mit dreißig Prozent sollte er das soziale Engagement seiner Ordensprovinz verstärken (Mitarbeit bei diversen Aktivitäten und Aufbau eines Voluntariats). Blieben noch zwanzig Prozent für das Programm zur Begleitung und Auswahl von Ordenskandidaten. Außerdem lebte dieser Mitbrüder in einem Ausbildungshaus. Auf Wunsch des Provinzials sollte er dort präsent sein, Kontakt zu den Mitbrüdern im Studium halten, das Kommunitätsleben fördern, sich in die Ausbildungsprozesse einbringen und den Oberen nach Kräften unterstützen. Zu alledem wendet sich der Provinzial – ein kreativer Mann, der jedoch nicht genügend Personal hat, um die wichtigen und drängenden Aufgaben voranzubringen – alle drei bis vier Monate mit neuen Initiativen an ihn. Er solle doch Kompetenz in der Exerzitienbegleitung erwerben, in einem Team zur Weiterbildung von Laien mitarbeiten, eine Doktorarbeit angehen, eine Kommission für soziale Aktivitäten koordinieren, sich bei Aktionen der Jugendpastoral beteiligen ...

Eine andere Versuchung besteht darin, die Pensionierung derer hinauszuzögern, die aufgrund schwacher Gesundheit, persönlicher Eigentümlichkeiten oder mangelnder Fähigkeit zur Anpassung an sich wandelnde gesellschaftliche Verhältnisse schon früher abgelöst würden, wenn nur die Alterspyramide etwas ausgeglichener wäre.

Die beiden genannten Alternativen hätten für die Zukunft des Ordenslebens verhängnisvolle und zerstörerische Auswirkungen. Wie also handeln? Offensichtlich ist ein Unterscheidungsprozeß unumgänglich, um Werke entweder in die Hände anderer Menschen zu übergeben, sie auf andere Weise zu führen oder sie einfach – so traurig das sein mag – zu schließen. Dieser Unterscheidungsprozeß erfordert Entscheidungen wider alle Versuchung, diese immer wieder hinauszuschieben. Zu ihm gehört unausweichlich ein schmerzlicher Verzicht und die Bereitschaft, heute den Preis für Investitionen in die Zukunft zu zahlen.

Das Gefühl, daß unsere Zeit und ihre Umstände schwieriger und riskanter seien, als das früher für unsere Vorgänger der Fall war, kommt nicht vom guten Geist. Jeder Tag und jede Epoche haben ihre eigene Plage (vgl. Mt 6,34). Zu jeder Zeit und in allen Lagen scheint die Arbeitsüberlastung eine Konstante im Ordensleben und im Leben der Priester gewesen zu sein, die sich mit Leib und

Seele ihrem Dienst gewidmet haben.¹ Die Verkündigung des Evangeliums bedurfte stets wachsender persönlicher Aufmerksamkeit, besserer Mittel und größerer Heiligkeit seiner Zeugen. Die Erziehung machte stärkeren persönlichen Kontakt, größeres pädagogisches Geschick und mehr Zeit für problematische Schüler erforderlich. Das soziale und karitative Engagement konnte nie alle bedürftigen Menschen erreichen und hätte immer noch mehr und geeignete materielle Mittel gebraucht. Immer war es schwierig, die Finanzierung zu gewährleisten. Das Problem besteht somit nicht in der Überbelastung an sich, auch wenn sie sich heute in einer strukturell erdrückenden Form manifestieren sollte², sondern darin, sie einem guten Unterscheidungsprozeß zu unterwerfen und ihr auf intelligente Weise zu begegnen, so daß uns die Arbeitsanhäufung nicht allmählich in Aktivisten einer Sache verwandelt, die mit dem Evangelium Jesu Christi nichts mehr zu tun hat.

2. Einige Hinweise für einen angemessenen Lebensstil

Die folgenden Überlegungen wurzeln in der Grundüberzeugung, daß die Verkündigung der frohen Botschaft und das gegen den Zeitgeist gerichtete Zeugnis der erlösenden Kraft des Evangeliums, die von uns Ordensfrauen und -männern realisiert werden können, vor allem von unserem Lebensstil abhängen. Sie hängen folglich nicht oder nicht in erster Linie an schönen und wohl überlegten Worten, die wir über Glauben, Jesus Christus, das Evangelium und die Kirche sagen können, noch viel weniger an der berechtigten Kritik an der modernen Gesellschaft, die von Konsum und Kapitalismus geprägt ist. (Welche praktikable Alternative schlagen wir mit unserem eigenen Leben vor?) Sie hängen auch nicht an der verrückten und ungezügelten Großzügigkeit von Menschen, die wegen ihres selbstlosen Eifers ausgelaugt werden, letztlich aber von den gleichen Kategorien und Handlungsmustern geprägt sind, die die Funktionäre großer Firmen mit zerstörerischem Streß überschütten und viele Familien spalten.

Werfen wir einen Blick auf drei – insbesondere für die apostolischen Ordensgemeinschaften – bedeutsame und umfassende Bereiche: die Art und Weise zu beten, zu handeln und miteinander zu leben (vgl. *Perfectae Caritatis* 3)³.

¹ Was das betrifft, scheint die Beobachtung des heiligen Ignatius von Loyola im Exerzitienbuch (Nr. 18) sehr weise: „Es fehlt Zeit für alles“ (faltando tiempo para todo).

² Erschreckend ist die Zusammenstellung von Daten bei P. WITTBERG, *The Rise and Fall of Catholic Religious Orders*, The State University of New York Press, Albany (NY) 1994, 1–2.

³ Diese und einige weitere Aspekte sind in anderem Zusammenhang behandelt bei: G. URIBARRI, „Reavivar el don de Dios“ (2 Tim 1,6), Santander (Sal Terrae) 1997, 127–155.

2.1. Unsere Weise zu beten

Die Fülle und das Übermaß der Arbeit führen gewöhnlich zunächst dazu, das Gebet und die geistlichen Übungen preiszugeben und das geistliche Leben zu vernachlässigen. Damit gleichen wir uns dem kulturellen Umfeld an, in dem Gott überflüssig erscheint. Er ist weder für die Effizienz der Arbeit notwendig, noch ist er erforderlich, um den großen Phasen des menschlichen Lebens mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen Sinn zu verleihen. Im öffentlichen und politischen Leben eines nicht konfessionellen Staates kann von ihm abgesehen werden. Ein großer Teil unserer Zeitgenossen vermißt Gott einfach nicht.

Wenn auf unsere Schultern die Last der „x-Prozente“ hereinbricht, dann besteht die offensichtlichste Gefahr in der faktischen Verweltlichung gerade eben der Ordensleute. Das würde das Eigentliche und Charakteristische derer gefährden, die sich „Gott geweiht“ haben: nämlich Menschen zu sein, die Gott erfahren und persönlich kennengelernt haben, die von Ihm sprechen, weil sie Ihn auf besondere und unübertragbare Weise gespürt haben, die eine persönliche Geschichte mit Gott haben, eine Geschichte mit ihren charakteristischen Orten, besonderen Zeiten, einmaligen Anrufen und Farben, ihrer spezifischen Leuchtkraft, mit Höhen und Tiefen, Geheimnissen, Liebeserweisen ... Dieser Aspekt ist in allen biblischen Berufungen zu finden, so etwa in der Begegnung Jesu mit der samaritanischen Frau und ihrer anschließenden missionarischen Tätigkeit (Joh 4).

Die latente Bedrohung besteht darin, nicht mehr als gottverbundene Menschen erkennbar zu sein, sondern uns in professionelle Vertreter einer Reihe von Dienstleistungen zu verwandeln, die nur irgendwie mit der Kirche und der im Namen Jesu von Nazaret gegründeten Religion verbunden sind. Eben so würde jedoch der Sinn unserer Berufung zum Ordensleben und zum Dienst am Volk Gottes völlig ausgehöhlt. Bereits Karl Rahner, einer der größten Theologen dieses Jahrhunderts, hat auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß wir wie versteckte Atheisten funktionieren könnten.⁴

Damit stellt sich die entscheidende Frage nach einem Lebensrhythmus, der geistliches Wachsen, Unterscheidung, Gebet und Gemeinschaft mit Gott zuläßt und fördert. Hier steht nicht nur die Qualität unseres Lebens auf dem Spiel, sondern die Frage, ob wir tatsächlich das sind und leben, was unsere eigene Berufung meint, oder eben nicht.

⁴ K. RAHNER, *Das Alte neu sagen. Rede des Ignatius von Loyola an einen Jesuiten von heute*. Freiburg/Heidelberg (F. H. Kerle) 1982.

2.2. Unsere Weise zu handeln

Die Arbeitswelt gehört zu jenen Bereichen unserer Kultur, in denen die Verkündigung der Frohbotschaft am meisten nötig ist. Wir alle kennen Menschen, deren Gesundheit und Lebensfreude unter der Last der Arbeit leiden. Die Ärzte mahnen immer wieder, Anspannung und Sorgen abzubauen. Die sogenannten Streßkuren sind ein typisches Produkt der kapitalistischen Gesellschaft. Könnten wir hier nicht ein alternatives Lebenszeugnis anbieten, ein wirklich notwendiges Zeugnis, das auf die stärksten Ängste unserer Gesellschaft antworten würde?⁵

Die „x-Prozente“ drohen uns in Aktivisten zu verwandeln, in Manager des Evangeliums und der Pastoral, so daß wir uns in nichts mehr von unseren Zeitgenossen unterscheiden und schließlich aufgrund von Arbeit und Effizienzstreben ihren Atheismus und ihre Haltlosigkeit teilen. Ich pflege zu sagen, daß es wertvoller sei, im Laufe von dreißig Jahren einige wenige Unterrichtsstunden zu geben als auf einen Schlag gleich dreißig, um dann nach einigen Jahren völlig ausgebrannt zu sein. Denn die zahlenmäßige Situation gestattet weder uns selbst noch den Oberen den Luxus, uns „verheizen“ zu lassen.

Wenn wir glauben, daß der Messias schon gekommen ist, wenn wir überzeugt sind, daß uns Jesus Christus gerettet und erlöst hat, wenn wir wahrhaft darauf vertrauen, daß der Geist, der Leben schenkt, in der Schöpfung und in der Geschichte gegenwärtig ist und auf geheimnisvollen Wegen das Gute stärkt, trotz des Bösen, der Sünde, der Ungerechtigkeit und Hartherzigkeit, wenn wir wirklich wissen, daß Gott in einer Weise, die wir nicht kennen, handelt und seine Geschöpfe zärtlich liebt, dann könnten wir in der Lage sein, den Zugang zu einem anderen Verhältnis zur Arbeit zu finden:

Ein Verhältnis zur Arbeit, in dem wir uns nicht die ganze Verantwortung allein aufladen müßten, sondern uns als Mitarbeiter des guten Gottes und vieler Menschen empfinden könnten, die von seiner Gnade berührt sind. Dieses Verhältnis zur Arbeit würde erlauben, eine innere Distanz zur Arbeitslast aufzubauen, sie mit Humor anzuschauen, sie zu relativieren. Wir könnten so die Arbeit eher genießen – trotz ihrer Intensität. Wir könnten eine Art von Arbeit erfinden, die eher der Arbeit eines Künstlers gleicht, der sich zwar mit seinem Musikstück, seinem literarischen Werk oder Gemälde ungemein Mühe gibt, sich aber bei dessen Entwurf und Verwirklichung selbst bereichert. Er strengt sich an, wird müde und erschöpft, er gibt seine ganze Kraft, aber die Arbeit hält

⁵ Vgl. P. WITTBERG, *Pathways to Re-Creating Religious Communities*, New York (Paulist Press) 1996, 61–76. Die Autorin nennt als ein Charakteristikum des Ordenslebens oder besser gesagt seines Aufblühens in bestimmten historischen Momenten seine Kapazität, auf die tiefsten Ängste zu antworten, die in der jeweiligen Gesellschaft und Kultur präsent sind. Siehe dazu noch ausführlicher ihre Untersuchung *The Rise and Fall of Catholic Religious Orders* (vgl. Anmerkung 2).

ihn jung, gibt ihm ihrerseits neue Energie und weckt Begeisterung, so daß er Spaß daran haben kann. Er lebt von und mit seiner Arbeit und freut sich an ihr. Er beschränkt sich nicht darauf, mit der Arbeit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und sie lediglich als kleineres Übel zu ertragen oder als die unvermeidbare Last, die nur zur Beschaffung der notwendigen Mittel dient, mit deren Hilfe sich das wahre Leben in der Privatheit des Wochenendes ereignen kann, wo man dann wirklich „Mensch“ sein darf.

Der Streß hängt, wie man zu Recht sagt, nicht so sehr an der Menge der Arbeit, sondern vielmehr an der Art und Weise des Arbeitens. Streß entsteht vor allem dann, wenn man seine Arbeit nicht mehr genießen kann.⁶ Die apostolischen Ordensgemeinschaften könnten die Gesellschaft gerade in einer für sie sehr charakteristischen Weise evangelisieren, wenn und indem sie eine solide, aber menschliche und evangeliumsgemäße Form des Arbeitens vorleben. Das verpflichtet natürlich zu einem Lebensrhythmus, in welchem das Gebet integriert ist. Ich kenne einige Menschen, die mit viel Gelassenheit und Ausgeglichenheit arbeiten, obwohl sie viel und schwere Verantwortung tragen. Das aber sind Menschen, die ihrem geistlichen Leben Vorrang einräumen. Bei der Geschichte von Marta und Maria (Lk 10,38–42) wird erstere wohl nicht wegen ihrer Dienstbereitschaft getadelt, sondern weil sie sich so stark in ihre Aktivitäten hineinstiegt, daß ihr Herz ganz davon besetzt wird und sie keinen Blick mehr für das Wesentliche hat. Getrieben von der Arbeit hat sie ihre eigene Mitte und innere Einheit verloren.

2.3. Unsere Weise miteinander zu leben

In den modernen westlichen Gesellschaften fehlt oft das Gefühl der Zugehörigkeit und die Freude, einer größeren Gemeinschaft anzugehören.⁷ Der enorme Individualismus in unserer Kultur produziert eine steigende Unzufriedenheit und das Verlangen nach affektiven Nischen, wo man sich angenommen fühlen kann, einen Teil von etwas Größerem bildet und Unterstützung durch andere erfährt. Nun wirkt sich aber die Last der „x-Prozente“ unmittelbar in der Verschlechterung des Gemeinschaftslebens aus. Wir kommen erschöpft nach Hause und sprechen lieber nicht über die Arbeit, außer vielleicht, um unserer schlechten Laune Luft zu machen. Es bleibt uns keine Zeit, um in der Kommuni-

⁶ Siehe dazu das hervorragende Buch von R. ZERFASS, *Menschliche Seelsorge. Für eine Spiritualität von Priestern und Laien im Gemeindedienst*. Freiburg: Herder ⁵1991, hier 43 (mit Literaturverweisen).

⁷ So etwa P. WITTBERG, *Pathways ...*, 81f. Für die Kandidaten, die an die Tür einer Ordensgemeinschaft klopfen, ist das Gemeinschaftsleben einer der Aspekte, auf den sie am stärksten achten. Vgl. C. BERTRAND, *A Lineamenta Letter Response Letter from the National Vocation Conference*, 5.

nität präsent zu sein, um gemeinsam auszuruhen, miteinander zu beten und zu lachen, uns über unser geistliches Leben, unsere Sorgen, inneren Bewegungen, Freuden und Leiden auszutauschen. Unsere Kommunitäten leben in der Gefahr, sich in Hotels für kirchliche Funktionäre zu verwandeln, die sich mit Anstand behandeln, aber gar nicht richtig kennen oder sich wegen unklarer und ungelöster Konflikte gegenseitig anfeinden.

Unser apostolisches Zeugnis kann nur glaubwürdig und fruchtbar sein, wenn es ein gemeinschaftliches Zeugnis ist.⁸ Eine Ansammlung von Aposteln ist nicht das Gleiche wie eine apostolische Gemeinschaft (S. Decloux). Unsere Gesellschaft braucht sicher Apostel, mehr aber noch braucht sie apostolische Kommunitäten. So meinte Peter Hans Kolenbach SJ gegenüber den europäischen Provinziälen, daß die Zukunft der Sendung in Europa vom Aufbau vielfältiger Formen von Gemeinschaft abhängen wird. Das gemeinschaftliche Element schafft gesellschaftliche Sichtbarkeit, die gerade in einer „Kultur des Bildes“ besonders wichtig ist. Von unserer Arbeitsfähigkeit fasziniert, können wir dem Trug der Effektivität, dem Druck der unmittelbaren Notfälle und dem wilden Individualismus eines leistungszentrierten Kapitalismus erliegen. Wenn das tatsächlich der Fall wäre, dann könnte die Gesellschaft kaum die Gemeinschaftsdimension unserer Lebensweise erahnen, die sie an sich so dringend bräuchte und die andererseits so unmittelbar mit dem Herzstück der Frohbotenschaft Jesu von Nazaret und der biblischen Tradition zusammenhängt. Das Evangelium lädt uns mehr zur Fruchtbarkeit ein als zur Effektivität. Man darf das eine nicht mit dem anderen verwechseln.⁹ Während die Effektivität den einzelnen Menschen zerstört und die Gemeinschaft nicht achtet, paßt sich die Fruchtbarkeit den natürlichen Lebensrhythmen an und läßt Gemeinschaft wachsen.

Nochmals, der Lebensrhythmus und der Lebensstil sind also die zentralen Elemente.¹⁰ Es ist nicht das Gleiche, viel von der Kommunität oder vom Gemeinschaftsgedanken im Neuen Testament zu reden und es wirklich im Alltag unserer Kommunitäten zu leben. Es ist nicht das Gleiche, vom Engagement für Schwache und Ausgegrenzte zu predigen und uns selbst um unsere Kranken und Alten zu kümmern.

⁸ Vom soziologischen Standpunkt aus gesehen betont das auch P. WITTBURG, *Pathways ...*, 97–100. Ich verweise auch auf die Anmerkung 3.

⁹ Vergleiche die hervorragende Darlegung von P. VAN BREEMEN, *Erfüllt von Gottes Licht. Eine Spiritualität des Alltags*. Würzburg: Echter 1995, 71–109.

¹⁰ Das Thema der Armut lasse ich hier beiseite, obwohl es auch wichtig wäre, wenn es um die Frage des Lebensstiles geht.

3. Schlußfolgerung

Zu den festen Konstanten der biblischen Berufungserzählungen gehört, daß der Glaube auf die Probe gestellt wird. Die Sendung übersteigt immer den Gesandten; die Berufung erweist sich als viel zu groß für die Qualitäten und Kräfte der Gerufenen. Die gläubige Antwort besteht im Vertrauen auf Gott, der mit seiner Sorge und seinem Handeln dem Menschen zuvorkommen wird.

Durch dieses Vertrauen genährt und fest in ihm gegründet können wir mitwirken am Werk der Schöpfung und Neuschöpfung wahren Lebens, das Gott für sein Volk will, ohne daß uns Angst überfällt und erstarren läßt. Wir können uns durch die Gabe der Unterscheidung gestärkt fühlen und das Zögern vor großen Entscheidungen überwinden. Wir können uns vom Leben spendenden Schöpfergeist bewegen lassen, der tote Gebeine aufrichtet (Ez 37). Schauen wir dabei auf die Heiligen, die uns vorangegangen sind – nicht nur auf ihr Gebetsleben, sondern auf ihren Lebensstil und ihre Aktivitäten, die der Tiefe ihres Betens historische Gestalt gaben (sie inkarnierten). Vertrauen wir unsere Unsicherheiten, Trostlosigkeiten, Ängste, Freuden und Überzeugungen Maria an, dem Urbild wahrer Nachfolge.

Wir sind heute in diese Nachfolge gerufen und können ein tiefes Zeugnis von der Größe Gottes geben, vom Wunder, ihm zu begegnen, von der stauenswerten Richtung, die das Leben nehmen kann, wenn es den Spuren Jesu folgt. Unsere kapitalistische Arbeitsgesellschaft und -kultur fordern uns auf, Lebensformen zu entwickeln und vorzuleben, in denen es möglich ist, die Arbeit angemessen zu integrieren, so daß man sie in ihrer Schönheit genießen kann. Der Individualismus und Konkurrenzkampf unserer Gesellschaft verlangen jedoch konkrete, nachvollziehbare, greifbare und sichtbare Modelle von uns, wie Menschen sich voll und ganz verwirklichen können, wenn sie Gemeinschaft leben. Hoffentlich wagen wir es, einen Lebensrhythmus zu wählen und zu bewahren, der diese drei Dimensionen unseres Lebens als Ordensleute und Priester tatsächlich bezeugt, einen Lebensstil, der das Gebet, die Arbeit und das Gemeinschaftsleben kultiviert, eine Lebensform, die der Herr und die Gesellschaft von uns erwarten dürfen. So würden wir das Evangelium des Messias Jesus in unserer Gesellschaft inkultivieren und nicht einfach nur uns selbst dem Arbeits- und Lebensstil und säkularen Geist unserer Gesellschaft anpassen*.

* Der Artikel ist ursprünglich erschienen in *Sal Terrae. Revista de Teología Pastoral* (Januar 1998). Die Übersetzung aus dem Spanischen besorgte Thomas Hollweck SJ.